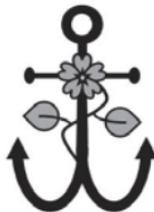


Martin Zehrer

Das uralte Geheimnis der Roten Feder

Gewidmet
allen traurigen und mutlosen Kindern,
die glauben, in dieser Welt nichts
verändern zu können



Fidentia-Verlag

1. Auflage 2015

© by Fidentia-Verlag, Jettenbach

Alle Rechte vorbehalten

Kontakt: www.fidentia-verlag.de

Cover-Gestaltung: Wolfgang Schütte, www.wolfe.de

Cover-Illustration: Sabrina Schmatz,

Alban & Johanna Voss

Druck: www.europb.eu

ISBN 978-3-944644-05-9

Inhalt:

Kapitel 1: Der Schicksalsschlag.....	7
Kapitel 2: Das windschiefe Haus	25
Kapitel 3: Ein hartes Leben	62
Kapitel 4: Die neue Bekanntschaft	92
Kapitel 5: Das Spiel des Bettlers	111
Kapitel 6: Der miese Trick.....	138
Kapitel 7: Das Geheimnis der roten Feder	153
Kapitel 8: Der Garten	173
Kapitel 9: Ein Scheusal geht auf Reisen	200
Kapitel 10: Die neuen Kleider	217
Kapitel 11: Monsieur Tisserand.....	252
Kapitel 12: Ein Fest der Freude.....	271
Kapitel 13: Ein herber Verlust.....	292
Kapitel 14: Die Sklaventreiber.....	323
Kapitel 15: Alarm in der Kombüse.....	346
Kapitel 16: Spielfieber	372
Kapitel 17: Der Überfall.....	401
Kapitel 18: Der Orkan.....	428
Kapitel 19: Gestrandet.....	457
Kapitel 20: Der Maharadscha von Kungilipur.....	479
Kapitel 21: Die Rückkehr	502

Kapitel 1: Der Schicksalsschlag

Man schrieb das Jahr 1760. Frankreich, England und manch andere Seefahrernation segelten mit ihren Schiffen um die Wette, um auf dem großen Erdball neue Kolonien zu erobern. Die weißen Flecken auf den Landkarten der Kontinente, welche die noch unerforschten Gebiete markierten, schrumpften immer mehr. Oft kehrten die Schiffe mit exotischen Früchten und Tieren in ihre Heimathäfen zurück. Sie hatten kostbare Stoffe, Ebenholz, Elfenbein, Tee und Gewürze geladen. Die Mächtigen der Länder, die sich an diesen Beutefeldzügen beteiligten, hatten große Pläne und ehrgeizige Ziele.

Da konnte es freilich schon passieren, dass man zwei arme Jungen vergaß. Frédéric und Pierre hießen sie und sie wohnten zusammen mit ihrer Mutter in einer kleinen Wohnung in einer dunklen Seitengasse, irgendwo im Armenviertel der großen Hafenstadt Marseille.

An ihren Vater konnten sie sich kaum noch erinnern. Er war eines Tages zur See gefahren und nie mehr zurückgekehrt. Nur dass ihre Mutter lange geweint hatte, war ihnen noch im Gedächtnis geblieben.

Die Kleider der beiden Buben waren abgetragen und an vielen Stellen geflickt, denn es gab kein Geld, um neue zu beschaffen. Dabei nähte ihre Mutter normalerweise den ganzen Tag. Doch die Sachen, die sie anfertigte, waren alle für andere Leute. Was sie damit verdiente, reichte gerade, um die Miete zu zahlen und Essen zu kaufen. Frédéric und Pierre wären so gerne zur Schule gegangen, um lesen und schreiben zu lernen, aber leider hatte die Mutter kein

Geld, um eine Schule für ihre beiden Söhne bezahlen zu können.

Doch nun war die Not besonders groß, denn die Mutter war krank. Sie lag mit Fieber und Husten im Bett und fühlte sich ganz elend. So mussten jetzt ihre beiden Jungen den Lebensunterhalt für die Familie bestreiten.

Frédéric war erst zehn Jahre alt, und Pierre neun, doch längst hatten die beiden den Umgang mit Nadel und Faden gelernt. Sie wussten, wie man das heiße Eisen vom Feuer holte und damit bügelte. Den Saum eines Kleides hochzunähen, stellte für sie kein Problem dar. So hatten sie bereits die ganze Woche unermüdlich von früh bis spät gearbeitet. Vermutlich hätten die beiden auch ohne Murren weiter geschuftet. Doch am Samstagmorgen sagte die Mutter schließlich zu ihnen: „Lieber Frédéric, lieber Pierre, ihr seid so fleißig gewesen. Ich glaube, heute braucht ihr einen freien Tag. Geht doch nach draußen zum Spielen.“

Frédéric und Pierre strahlten über das ganze Gesicht. Schon seit Tagen waren sie nicht mehr im Freien gewesen. Sie hatten Stoffe zugeschnitten, genäht und gebügelt, während viele andere Kinder des Viertels draußen herumgetobt und Ball gespielt hatten. Doch Frédéric hatte noch ein wenig Bedenken, ob er und sein Bruder die kranke Mutter einfach alleine zurücklassen konnten.

„Maman, bist du sicher, dass du ohne uns zurechtkommst?“, fragte er.

„Ja, ja, geht nur!“, forderte die Mutter die beiden Jungen auf und bekam wieder einen ihrer schrecklichen Hustenanfälle.

„Sollen wir dir noch einmal einen Lungenkrauttee kochen?“, fragte Pierre besorgt.

„Nein, nein, das ist nicht nötig“, wehrte sie ab, nachdem sie sich etwas beruhigt hatte. „Geht nur nach draußen. Ich werde ein bisschen schlafen, um wieder auf die Beine zu kommen“, sagte sie und atmete schwer.

„Danke, Maman!“, riefen Frédéric und Pierre fast wie aus einem Munde, und hätten ihre Mutter am liebsten umarmt und geküsst, so sehr freuten sie sich, endlich wieder einmal ins Freie zu kommen.

Doch die Mutter, die im Bett lag, wich zurück. „Kommt mir nicht zu nahe, sonst steckt ihr euch auch noch an!“, warnte sie, wandte ihr Gesicht ab, und begann abermals zu husten.

Schließlich machten sich die beiden Jungen auf den Weg.

„Vergesst nicht, auf dem Rückweg Brot, Käse und Fisch zu kaufen!“, rief ihnen ihre Mutter noch nach.

„Machen wir!“, sagte Frédéric und griff nach der Blechbüchse auf dem Küchenschrank. Doch es befanden sich nur noch zwei Sous und fünf Deniers¹ in der Dose. Sehr viel konnte man dafür nicht kaufen. Frédéric steckte die Münzen ein und verließ dann mit Pierre die Wohnung.

Im Treppenhaus hätten die beiden am liebsten wieder kehrt gemacht, als sie Monsieur Armengot begegneten, doch es war bereits zu spät. Er hatte die beiden gesehen und rief ihnen nun zu: „Na, geht es der Mutter schon besser? Ich hoffe, dass sie bald mal ihre Miete bezahlt. Sie schuldet mir schon zwei Monate! ... Zwei Monate! ... Andere Vermieter set-

¹ Ein Sou = 12 Deniers

zen solche Leute einfach auf die Straße, aber ich bin zu weich und lasse mich immer hinhalten. Aber das eine sage ich euch: Nur von der Luft und meiner Barmherzigkeit kann ich auch nicht leben!“

„Keine Sorge, Monsieur Armengot“, sagte Frédéric, „Sie werden Ihr Geld schon bekommen. Aber zurzeit geht es wirklich nicht, weil Maman noch immer krank ist.“

„Ja, sie will heute ein bisschen schlafen, um wieder auf die Beine zu kommen, und darum dürfen wir heute draußen spielen“, ergänzte Pierre.

Frédéric stieß seinem kleinen Bruder mit dem Ellenbogen in die Rippen und beeilte sich zu sagen: „Wir müssen in der Stadt noch ein paar Besorgungen machen!“ Dann zerrte er Pierre die Stufen nach unten.

„He, was soll das?“, protestierte Pierre, der das rüde Benehmen seines Bruders nicht recht verstehen konnte.

Doch Frédéric gab ihm keine Antwort, sondern zog ihn weiter nach unten. Erst auf der Straße gab er eine Erklärung für sein Verhalten: „Mensch, Pierre, wir schulden Monsieur Armengot zwei Monatsmieten! Da kannst du ihm doch nicht erzählen, dass uns Maman nach draußen zum Spielen geschickt hat! In der Situation erwartet jeder von uns, dass wir bis zum Umfallen schuftet!“

„Ja, aber wir haben doch die ganze Woche geschuftet! Da darf man doch auch mal ein bisschen spielen! Oder?“, versuchte sich Pierre zu verteidigen.

„Schon, aber schau mal, was nur noch in unserer Blechbüchse war!“, erwiderte Frédéric und hielt seinem Bruder die zwei Sous und fünf Deniers hin.

„Das hält uns vielleicht gerade mal drei Tage über Wasser!“

„Aber wenn das Kleid für Madame Bertrand fertig ist, müssten wir doch wieder einen ganzen Batzen Geld erhalten.“

„Ja, aber sie will das Kleid erst in einer Woche holen. Wovon sollen wir in der Zwischenzeit leben?“

„Wir könnten ihr das Kleid doch schon früher vorbeibringen.“

„Ach, Pierre, das wäre doch auch nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Was uns fehlt sind zwei Monatsmieten! Wenn wir nicht bald bezahlen, setzt uns Monsieur Armengot womöglich auf die Straße. Außerdem braucht Maman einen Arzt und Medizin.“

Vorbei war die Freude über den freien Tag. Traurig und schweigend trotteten die beiden Jungen zum Hafen hinunter. Dort herrschte wie an jedem Tag hektische Betriebsamkeit. Große Segelschiffe lagen am Kai. Während bei den einen Fässer und Säcke an Bord geschleppt wurden, gab es andere, wo Holzkräne mit Flaschenzügen die Ladung löschten. Ein Mann versuchte, sich mit einem Handkarren den Weg durch die Menschenmassen zu bahnen. Marktfrauen schrien und boten ihre Waren feil. Überall roch es nach Fisch, mal gut, mal weniger gut. Eine Frau hatte einen Jungen mit zerlumpten Kleidern unsanft am Genick gepackt. Dieser schrie und versuchte, sich aus dem Griff zu befreien.

Obwohl Frédéric und Pierre die Szene nur von Ferne beobachtet hatten, ahnten sie, was vorgefallen war. Schon oft hatten sie Kinder dabei beobachtet, wie sie einfach Äpfel, Rüben und andere Dinge von den Auslagen des Marktes nahmen und davonliefen. Doch dieser Junge hatte offenbar die Flinkheit der

Marktfrau unterschätzt, die nun lautstark nach einem Gendarmen rief.

Frédéric und Pierre waren streng erzogen worden. Noch nie war es ihnen in den Sinn gekommen, wie andere Kinder zu stehlen. Doch nun war zumindest Pierre nahe daran, seinen festen Vorsatz aufzugeben.

„Ob Gott uns jetzt wohl erlauben würde, ein bisschen zu klauen?“, fragte Pierre nachdenklich. Als er jedoch in das entsetzte Gesicht seines älteren Bruders blickte, beeilte er sich kleinlaut hinzuzufügen: „... natürlich nur so viel, dass wir unsre Mietschulden und Medizin für unsere Mutter bezahlen können.“

Frédéric atmete tief durch. „Nein, Stehlen ist eine Sünde!“, entschied er streng. „Aber, Pierre, du hast schon recht. Wir brauchen dringend Geld. Vielleicht sollten wir es einmal mit Betteln versuchen. Das ist, glaube ich, keine Sünde.“

„Ja, gute Idee!“, stimmte Pierre dem Vorschlag zu. Wie man bettelte, hatten die beiden ja schon oft gesehen. So standen sie bald vor der nahegelegenen Kirche Saint Michele und hielten den Passanten ihre offenen Hände entgegen.

„Bitte, helfen Sie uns!“, riefen sie. „Bitte, unsere Mutter ist krank! Sie hustet und braucht Medizin!“

Doch die meisten Leute gingen an Frédéric und Pierre nur achtlos vorüber. Die Zahl der Bettler in dieser Stadt war wohl zu groß. So wollten viele gar nicht hören, was die beiden Jungen zu sagen hatten. Einige wenige rückten jedoch mit ein paar Deniers heraus. Ob sie das Geld wirklich gerne gaben, oder einfach nur ihre Ruhe haben wollten, konnte man schwer sagen. Nach mehreren Stunden hatten

Frédéric und Pierre zwei Sous und zehn Deniers erbettelt. Der Magen hing beiden schon in den Kniekehlen. Darum beeilten sie sich, mit diesem Geld Brot, Käse und Fisch zu kaufen. Darüber hinaus erwarben sie auch eine Tüte mit Kirschen. Nachdem sie ihren ärgsten Hunger gestillt hatten, eilten sie nach Hause.

„Maman, wir sind wieder zurück!“, rief Pierre freudig, als er mit seinem Bruder die Wohnung betreten hatte. Er war stolz, dass Frédéric und er es geschafft hatten, Lebensmittel zu kaufen, und sogar noch mit fünf Deniers mehr nach Hause kamen, als sie ursprünglich mitgenommen hatten.

Doch statt einer Antwort hörten sie nur ein Husten in der Kammer. Als sie den kleinen Raum betraten, in dem ihre Mutter lag, hatte diese sich wieder etwas beruhigt. „Ach, ihr seid wirklich zwei Engel!“, rief sie mit schwacher Stimme, als sie Frédéric mit dem Brot, dem Käse und Fisch und Pierre mit der Obsttüte sah.

„Schau mal, Maman, wir haben sogar Kirschen gekauft!“, rief Pierre und hielt die Tüte hoch. „Und außerdem haben wir noch fünf Deniers dazuverdient!“

Doch anstatt neugierig zu fragen, wie sie das denn angestellt hätten, sagte die Mutter nur: „Sehr schön!“ und blickte danach ihre Söhne ganz ernst an. „Kinder, ihr müsst mir helfen! Ich brauche einen Arzt!“, sagte sie.

Frédéric erschrak. Erst jetzt fiel ihm so richtig auf, wie elend seine Mutter aussah. Ihre Haare waren zerzaust, die Wangen eingefallen, und unter ihren Augen hatte sie tiefe Ringe. Sie wirkte matt und

kraftlos. „Aber Maman, du wirst doch wieder gesund, oder?“, fragte er ängstlich.

„Natürlich werde ich wieder gesund“, versuchte die Mutter zu beruhigen, als sie die besorgten Gesichter ihrer Jungen sah. „Aber ihr müsst mir einen Doktor holen, und zwar schnell!“

„Aber Maman, wir haben doch nur noch zwei Sous und zehn Deniers. Wovon sollen wir denn einen Arzt bezahlen?“, meinte Frédéric.

„Nehmt den Leuchter über dem Kamin!“

„Was, den schönen, silbernen Leuchter sollen wir verkaufen?“, rief Pierre. Er wusste, dass dieser Kerzenleuchter, den seine Eltern zur Hochzeit geschenkt bekommen hatten, das einzig Wertvolle in der Wohnung war.

Noch bevor die Mutter darauf etwas erwidern konnte, sagte Frédéric mit fester Stimme, so als wäre er schon zwanzig und nicht erst zehn Jahre alt: „Nein, kommt gar nicht in Frage! Mach dir mal keine Sorgen, Maman! Pierre und ich schaffen das schon!“

Die Mutter begann zu weinen, und Frédéric legte ihr tröstend seine Hand auf den Rücken.

Schließlich kochten die beiden Jungen noch einen Tee und brachten ihn zusammen mit zwei Käsebröten und einem Apfel ans Bett ihrer Mutter. Dann schickten sie sich an, das Haus wieder zu verlassen, um einen Arzt aufzusuchen. Sie hatten sich bereits die Jacken wieder angezogen, als Frédéric noch einmal kurz den Kopf durch die Türe steckte und seiner Mutter zurief: „Wir sind bald wieder zurück!“ Diese hatte wieder gehustet und wischte sich gerade den Mund mit einem Tuch ab. Und was Frédéric in diesem kurzen Augenblick sah, ließ ihm fast das Blut in den Adern gefrieren. Er schloss die Türe

wieder und stand nun wie vom Donner gerührt in der kleinen Wohnküche und starrte vor sich hin.

„Was ist los?“, wollte Pierre wissen, als er das krei-
debleiche Gesicht seines Bruders sah.

Doch dieser gab ihm keine Antwort auf diese Frage, sondern schob ihn nur in Richtung Wohnungstüre und sagte: „Komm, lass uns gehen!“

Als sie im Treppenhaus standen und die Türe hinter sich geschlossen hatten, wandte sich Pierre noch einmal an seinen Bruder: „Mensch, Frédéric, was ist los? Du schaust so komisch! Willst du mir nicht endlich sagen, was passiert ist?“

Daraufhin blickte Frédéric seinen ein Jahr jüngeren Bruder lange und eindringlich an. Schließlich sagte er: „Pierre, ich fürchte, es ist schlimmer, als ich gedacht habe.“

„Maman?“, fragte Pierre mit angstvoll geweiteten Augen.

„Ja. Ich habe vorhin gesehen, wie sie sich den Mund mit einem Tuch abgewischt hat, und in dem Tuch waren Blutflecke.“

„Was, Blutflecke? Heißt das, ... dass Maman Schwindsucht hat?“ Pierre war völlig verzweifelt.

„Ja, höchstwahrscheinlich.“

„Muss sie jetzt sterben?“, fragte Pierre mit tränenerstickter Stimme.

Frédéric zuckte nur mit den Schultern. Auch ihm schossen die Tränen in die Augen.

Weinend nahmen sich die Brüder in die Arme.

Als sich Frédéric wieder etwas beruhigt hatte, sagte er: „Komm, Pierre, lass uns jetzt einen Doktor holen! Vielleicht ist es noch nicht zu spät!“

Der Arzt war gerührt, als er die beiden zerlumpten Jungen mit ihren verheulten Augen sah, die ihn

eindringlich baten, er möge doch ihrer kranken Mutter helfen.

„Hier haben Sie zwei Sous und zehn Deniers! Mehr können wir Ihnen im Moment nicht geben“, meinte Frédéric.

„Aber wir können noch mehr Geld zusammenbeteln, wenn es nötig ist!“, rief Pierre.

„Nein, nein, lasst mal gut sein!“, sagte der Arzt väterlich. „Über die Bezahlung reden wir ein anderes Mal.“

Tatsächlich stattete der Arzt noch am gleichen Abend der kranken Mutter von Frédéric und Pierre einen Besuch ab. Er untersuchte sie eingehend und horchte mit seinem Holzrohr den Brustkorb der Kranken ab. Schließlich bestätigte er den schlimmen Verdacht, den alle bereits hatten. Die Mutter hatte Schwindsucht. Er verschrieb ihr eine Medizin zum Einnehmen und einen Extrakt aus Kamille, Eichenrinde und anderen Kräutern, von dem sie jeweils einige Tropfen in eine Schüssel mit heißem Wasser geben sollte, um die heilenden Dämpfe zu inhalieren.

Doch alle Bemühungen waren umsonst. Die Krankheit ließ sich nicht mehr aufhalten. Die Mutter quälte sich noch einige Wochen, bis sie eines Morgens nicht mehr aufwachte. Sie hustete und röchelte nicht mehr. Fast konnte man glauben, sie schlief nur fest und träumte einen schönen Traum. Ihre Hände waren über der Bettdecke gefaltet. Völlig ruhig und entspannt lag sie in ihrem Bett, die Augen fest geschlossen und um ihren Mund spielte ein zartes Lächeln, so als hätte sie bei ihrem Weggang bereits einen kleinen Blick ins Paradies geworfen. Nun war sie von all ihren Leiden erlöst. Frédéric

und Pierre aber weinten natürlich, weil sie den liebsten Menschen verloren hatten und nun mutterseelenallein auf dieser Welt waren. Sie waren völlig verzweifelt und wussten nicht, wie es weitergehen sollte.

Madame Duchate, die alte Frau, die ein Stockwerk unter ihnen wohnte, hörte die Wehklage der beiden Jungen. Sie kam herauf, um sie zu trösten und nahm sie schließlich zu sich nach unten, um für sie, wenigstens vorübergehend, zu kochen. Da sie selbst kaum das Nötige zum Leben hatte, bedeutete dies für sie ein echtes Opfer. Sie badete die beiden Jungen und wusch und flickte ihrer Kleider, damit sie am nächsten Tag ihrer Mutter würdig das letzte Geleit geben konnten.

Am folgenden Morgen holten vier Männer den Leichnam der Mutter in einer einfachen Holzkiste ab. Sie legten diesen Sarg auf einen kleinen Karren, der von einem Esel gezogen wurde. Dann setzte sich das Gespann in Richtung Friedhof in Bewegung. Außer den vier Männern folgten an diesem strahlenden Sommermorgen nur Frédéric, Pierre und die alte Madame Duchate dem Sarg. Die Luft war noch kühl, und die Morgensonne ließ selbst die schäbigsten Fachwerkhäuser in einem Glanz erstrahlen, als versuchten sie, königlichen Palästen Konkurrenz zu machen. Die Vögel zwitscherten fröhlich, als wollten sie jedem zurufen, wie herrlich das Leben sei.

Doch Frédéric und Pierre mussten auf ihrem Marsch zum Friedhof wiederholt weinen. Sie konnten es noch immer nicht recht fassen, dass ihre Mutter nun tot war, dass sie nie mehr ihre Stimme hören und ihre zärtlichen Hände fühlen würden.

„Warum muss es an einem Tag, wo ich so traurig bin, so schön sein?“, fragte Pierre seinen Bruder mit Tränen in den Augen.

„Maman will uns damit sicher sagen, dass es ihr im Himmel gut geht und wir nicht weinen sollen“, meinte Frédéric tapfer.

„Ich wünschte aber, sie wäre hier bei uns geblieben“, schluchzte Pierre.

„Ich auch“, stimmte sein Bruder zu, und beide mussten wieder weinen.

Schließlich wurde der Sarg mit der toten Mutter in die Grube hinabgelassen. Von der lateinischen Zeremonie des Pfarrers verstanden Frédéric und Pierre nichts. Die Worte, die er aus einem Buch vorlas, klangen gelangweilt und heruntergeleiert. Vermutlich starben in diesen Tagen zu viele Menschen, als dass er jedes Begräbnis mit innerer Anteilnahme leiten konnte. Nachdem die kleine Totenfeier beendet war, und die Totengräber damit begannen, das Grab zuzuschaufeln, zeigte der Priester aber doch Gefühle. Er nahm die beiden Jungen, die noch ganz fassungslos vor dem Grab ihrer Mutter standen, beiseite und legte Frédéric seinen rechten Arm und Pierre seinen linken Arm auf die Schultern. „Ihr müsst jetzt sehr stark sein!“, sagte er mit warmer Stimme. „Eure Mutter war eine gute Frau. Ihr könnt sicher sein, dass sie jetzt bei Gott im Himmel ist!“

Pierre verlor wieder die Beherrschung und begann zu schluchzen.

„Na, na, na!“, sagte der Pfarrer etwas hilflos und klopfte Pierre dabei sanft auf den Rücken. Dann fuhr er fort: „Ich werde euch jetzt in euer neues Zuhause, ins Waisenhaus, bringen.“

„Nein!“, schrie Frédéric entsetzt, als er das Wort Waisenhaus hörte. Er verband damit nur Kummer, Armut und Elend. „Wir wollen nicht ins Waisenhaus!“, rief er sichtlich aufgewühlt.

„Aber hör mal“, versuchte ihn der Pfarrer zu beschwichtigen, „ihr habt keine Eltern mehr! Wer soll denn für euch sorgen?“

Frédéric überlegte. Ja, es stimmte, was der Priester sagte. Sie hatten niemanden mehr auf dieser Welt. Als er zu Madame Duchate hinüberblickte, wich diese seinem Blick aus. Er wusste, dass sie alt war und unmöglich noch zwei weitere hungrige Mäuler stopfen konnte.

„Na, nun kommt!“, forderte der Pfarrer die Jungen auf.

Doch Frédéric zögerte noch. „Dürfen wir wenigstens noch einmal in unsere alte Wohnung schauen?“, bettelte er.

„Was wollt ihr denn dort? Das ruft doch nur alte Erinnerungen wach!“

„Ach, Hochwürden“, schaltete sich Madame Duchate in das Gespräch ein, „gewähren Sie den Jungen doch diesen bescheidenen Wunsch! Ich verspreche Ihnen, dass ich Frédéric und Pierre noch heute Abend zum Waisenhaus unserer Kirchgemeinde bringen werde.“

„Na gut, das soll mir recht sein!“, stimmte der Pfarrer zu.

So machten sich Frédéric und Pierre mit Madame Duchate wieder auf den Heimweg. Schmerzlich wurde den beiden Jungen bewusst, dass es eigentlich gar nicht mehr ihr Heimweg war. Was hatten sie wirklich noch in ihrer früheren Wohnung verlo-

ren, die ja nicht ihnen, sondern Monsieur Armengot gehörte.

Als die Brüder die Wohnungstür erreicht hatten, hörten sie von drinnen ein Stimmengewirr. Vorsichtig öffneten sie die Türe und traten ein. Ihr ehemaliger Vermieter, der ihnen den Rücken zugewandt hatte, bemerkte sie gar nicht. Auch die anderen fremden Menschen nahmen keine Notiz von den beiden. Monsieur Armengot war gerade damit beschäftigt, die ganze Wohnungseinrichtung zu veracherbeln.

„Was wollen sie dafür?“, fragte ein Mann mit weißem Bart und hielt einen Kochtopf hoch.

„Zehn Sous“, erwiderte Monsieur Armengot.

„Was, eine halbe Livre² wollen Sie für dieses verbeulte Ding?“, entrüstete sich der Mann mit dem weißen Bart. „Ich werde es erst einmal zum Kesselflicker bringen müssen, damit es überhaupt dicht ist! Ich gebe Ihnen fünf Sous!“

„Sieben! Mein letztes Wort!“

Der Mann legte das verlangte Geld auf den Tisch vor Monsieur Armengot und steckte den Kochkessel danach in seinen Sack.

Eine Frau erwarb ein paar Ballen Stoff, während ein anderer Herr das Bett von Frédéric's und Pierres Mutter, das er zuvor gekauft hatte, mit einem Hammer auseinanderschlug. Nachdem er die herausragenden Nägel mit einer Zange entfernt hatte, band er die einzelnen Bretter zusammen und schleppte das schwere Bündel davon.

Fast zeitgleich betrat eine weitere Frau mit Kopftuch die Wohnung. Auch sie hatte gehört, dass hier Ein-

² Eine Livre = 20 Sous = 240 Deniers

richtungsgegenstände billig verkauft wurden. Sofort deutete sie mit dem Finger in Richtung Kamin. „Ist dieser Leuchter noch zu haben?“, fragte sie.

„Nein, den behalte ich selber!“, sagte Monsieur Armengot barsch. „Die Mieter, die hier wohnten, haben mir nämlich schon seit ewigen Zeiten kein Geld mehr gegeben“, gab er zur Erklärung. Dann fiel sein Blick plötzlich auf Frédéric und Pierre. „Was habt ihr hier noch verloren? Macht, dass ihr verschwindet!“, schimpfte er.

Sicher hätte er die beiden Jungen sofort davongejagt, doch ein Mann hatte sich soeben zum Kauf einer Schöpfkelle und eines Küchenmessers entschlossen und wandte sich deshalb an ihn: „Ich gebe Ihnen einen Sou dafür.“

„Ja, aber für jedes Teil!“, bemerkte Monsieur Armengot.

„Ach bitte, seien Sie doch nicht so!“, bettelte der Mann und versuchte auf diese Weise, den Kaufpreis wenigstens noch ein bisschen zu drücken.

Zu seiner Überraschung willigte Monsieur Armengot jedoch sofort auf das ursprüngliche Angebot ein. „Na, dann geben Sie mir halt Ihren Sou!“, rief er.

„Ich bekomme also wirklich beide Sachen für diesen Preis?“, vergewisserte sich Mann.

„Ja, zum Teufel!“, fluchte der Vermieter ungehalten und hielt dabei nach Frédéric und Pierre Ausschau. Doch die beiden Jungen waren verschwunden. Sie hatten allerdings nicht die Wohnung verlassen, wie er glaubte, sondern waren in die Kammer nebenan gegangen, wo ihre Mutter früher immer geschlafen hatte. Der Raum war fast völlig leer geräumt. Es befanden sich kein Bett und kein Schrank mehr

darin. Lediglich ein schäbiger Holzschemel stand noch herum, der ihrer Mutter als Nachttisch gedient hatte. Frédéric und Pierre waren alleine in dem Raum und so fragte Pierre seinen Bruder: „Darf Monsieur Armengot die ganzen Sachen einfach an fremde Leute verkaufen?“ Ein wenig erschrak er, wie es plötzlich in dem Zimmer hallte.

Frédéric zuckte mit den Schultern. „Ich habe keine Ahnung, welche Sachen zur Wohnung gehören und welche uns. Aber die Stoffe, die ganzen Nähmaschinen und auch der Leuchter waren von unserer Mutter!“

„Womöglich ist der Leuchter viel mehr wert, als die zwei Monatsmieten, die wir ihm schulden.“

„Das glaube ich fast auch. Wenn du mich fragst, ist dieser Monsieur Armengot ein richtiger Schuft!“

„Wir sollten uns beschweren!“, sagte Pierre trotzig.

„Das bringt doch überhaupt nichts!“, meinte Frédéric. „In dieser Welt regieren die Erwachsenen. Auf Kinder hört man nicht. Die müssen nur brav sein und gehorchen.“

„Aber ich hätte so gerne wenigstens den Leuchter über dem Kamin als Erinnerung mitgenommen.“

„Tja, daraus wird wahrscheinlich nichts. Aber wir könnten doch wenigstens diese Bibel mitnehmen“, schlug Frédéric vor und hob das Buch auf, das ganz verloren auf dem Holzschemel lag. Offenbar hatte sich niemand dafür interessiert.

„Kannst du denn die Bibel lesen?“, wunderte sich Pierre.

„Nein“, musste Frédéric zugeben, „aber wir können sie ja trotzdem als Andenken an unsere Mutter mitnehmen.“

„Ja, aber wenn du auch nicht lesen kannst, woher weißt du dann überhaupt, dass es die Bibel ist?“

„So etwas weiß man einfach!“, schmetterte Frédéric die Frage ab, weil er das Gefühl hatte, sein kleiner Bruder zweifelte an seiner Autorität. „Das sieht man schon daran, dass dieses Buch unserer Mutter sehr viel bedeutet hat, sonst hätte sie es nämlich schon längst verkauft.“

Diese Erklärung leuchtete Pierre ein.

Im selben Augenblick wurde die Tür zur Kammer aufgerissen und im Türrahmen erschien Monsieur Armengot mit finsterner Miene.

Hastig versteckte Frédéric das Buch, das er noch immer in der Hand hielt, unter seiner Joppe. Sein Herz begann wild zu pochen und er hatte plötzlich ein schlechtes Gewissen, so als hätte er etwas gestohlen.

„Was habt ihr hier noch verloren?“, schrie der Vermieter. „Habe ich euch nicht gesagt, ihr sollt verschwinden? Ihr habt hier nichts mehr zu suchen. Dass eure Mutter gestorben ist, tut mir zwar leid, aber nur von Luft und Mitleid kann ich nicht leben! Und jetzt raus! Oder muss ich euch Beine machen?“ Der wütende Gesichtsausdruck flöbte den Jungen Angst ein, sodass sie sich beeilten, die Wohnung zu verlassen.

„Schau mal, Pierre, was ich hier habe!“, flüsterte Frédéric seinem Bruder im Treppenhaus zu und zeigte ihm, was er unter seiner Jacke versteckt hatte.

„Unsere Bibel!“, rief Pierre begeistert.

„Psst! Nicht so laut! Auch zu Madame Duchate kein Wort! Hörst du? Sonst müssen wir das Buch vielleicht zurückbringen.“

„Ja, ist gut!“, flüsterte nun auch Pierre, und Frédéric steckte das Buch in seine Umhängetasche. Dann gingen die Brüder zu Frau Duchate, die noch ein

Essen vorbereitet hatte. Es gab Haferbrei und für jeden ein Stück Brot. Als alle drei das einfache Mahl beendet hatten, machte sich Madame Duchate, wie versprochen, mit den beiden Jungen auf den Weg zum Waisenhaus. Frédéric und Pierre wurde wieder ganz schwer ums Herz. Wie würde es wohl sein unter all den traurigen Kindern, die ebenfalls keine Eltern mehr hatten? Die beiden versuchten, sich besser nicht vorzustellen, wie ihr künftiges Leben aussah.

Kapitel 2: Das windschiefe Haus

Schließlich hatten die drei ihr Ziel erreicht. Traurig blickten Frédéric und Pierre an dem Waisenhaus in der Ruelle de Cordonniers hoch. Es sah schlimmer aus, als sie es sich je hätten ausmalen können. Wie das Haus, in dem sie bisher gewohnt hatten, lag es in einer dunklen, engen Seitengasse. Dieses Gebäude hier war allerdings völlig windschief. Es sah aus, als würde es gleich im nächsten Augenblick nach hinten wegkippen. Der Putz bröckelte von den Wänden und auf den Balken des Fachwerks wuchs der Schwamm. Die Fensterrahmen waren morsch. Eine fehlende Glasscheibe hatte man einfach durch ein Holzbrett ersetzt. Die Dachrinne war völlig durchgerostet und das dazugehörige Fallrohr war abgerissen.

„So, hier muss ich euch leider alleine lassen“, meinte Madame Duchate. „Macht es gut, ihr beiden! Gott segne euch!“ Das Sprechen fiel ihr schwer, da sie mit den Tränen kämpfte.

Nun standen Frédéric und Pierre ganz alleine vor diesem schrecklichen Haus. Pierre konnte nicht anders, er fing wieder an zu weinen. Auch Frédéric schwammen die Augen. Schließlich gab er sich aber einen Ruck und zog an der Strippe der Türglocke. Doch es rührte sich nichts.

„Lass mich mal!“, sagte Pierre nachdem er sich die Tränen aus den Augen gewischt hatte. Auch er riss nun energisch an dem Griff mit dem Seil. Doch wieder war keine Glocke zu hören.

Frédéric schob seinen kleineren Bruder beiseite und zog abermals an der Klingel. Diesmal jedoch mit noch mehr Schwung. Aber statt einer Türglocke hörte man nur ein seltsames Knackgeräusch und

Frédéric hielt den Knauf mit einem Stück abgerissemem Seil in der Hand.

„Oh, Scheiße!“, entfuhr es Frédéric.

Pierre spürte, dass sein Bruder wegen der abgerissenen Klingelstrippe ein schlechtes Gewissen hatte und sagte deshalb: „Das ist nicht deine Schuld. Die Klingel ist einfach kaputt.“

„Ja, das merke ich ...“

Bevor die beiden weitersprechen konnten, öffnete sich die Türe, und ein Mädchen mit einem zerlumpten Kleid und einem schwarzen Fleck auf der Wange steckte den Kopf neugierig heraus. Sie war einen ganzen Kopf größer als Frédéric und sicher auch ein ganzes Stück älter als die beiden Brüder.

Frédéric wollte gerade etwas zu dem Mädchen sagen, als es sich umdrehte und in das Haus rief: „Die Neuen sind da!“

Sofort kam Leben in das morsche Gemäuer. Man hörte Kinderstimmen durcheinander rufen, und ein Getrampel von Füßen näherte sich der Haustür.

„Guten Tag! Ich bin Elisabeth, aber ihr könnt mich wie alle hier Babeth nennen“, sagte nun das Mädchen mit der schwarzen Wange und hielt Frédéric ihre rechte Hand entgegen.

„Guten Tag“, erwiderte der und wollte ihr gerade auch seine Hand zur Begrüßung reichen, als er bemerkte, dass er noch immer den abgerissenen Klingelknauf festhielt. „Tja, ... Das tut mir wirklich leid ... Das ist einfach abgerissen, als ich daran ziehen wollte“, stammelte er etwas verlegen.

„Komm, gib her!“, forderte ihn Babeth auf. „Lass dir deswegen keine grauen Haare wachsen! Die verdammte Klingel hat noch nie funktioniert.“

Bereitwillig übergab Frédéric ihr den Griff mit dem Stück Seil daran. Sie ließ alles in ihrer Schürzentasche verschwinden und fügte mit leiser Stimme hinzu: „Ich wette, Monsieur Thénardier wird gar nicht merken, dass da was fehlt.“

Inzwischen drängten sich viele neugierige Gesichter an der Haustüre, um zu sehen, wer da gekommen war.

„Das sind die beiden Neuen, von denen der Pfarrer heute gesprochen hat“, erklärte Elisabeth ihren Mitbewohnern. Dann wandte sie sich wieder an die beiden Brüder vor der Haustüre: „Wie heißt ihr denn eigentlich?“

„Ich heiße Frédéric.“

„Hallo, Frédéric“, sagte Babeth und schüttelte seine Hand.

„Und ich heiße Pierre.“

„Hallo, Pierre“, begrüßte sie auch ihn mit Handschlag.

Erst jetzt bemerkte sie, dass ihre Hände ganz schwarz waren. „Oh, entschuldigt, wenn ich euch schmutzig gemacht habe. Ich habe gerade etwas aus dem Keller geholt, als ich euch vor der Haustüre hörte.“

„Halb so schlimm“, erwiderte Frédéric.

„Das ist schon mal eine Einstimmung auf das, was euch hier erwartet!“, lachte ein Junge, der etwa so alt wie Frédéric war und im Oberkiefer eine riesige Zahnücke hatte.

Ein kleines Mädchen, das auch etwas sehen wollte, war auf allen Vieren zwischen den Beinen der anderen Kinder hindurchgekrabbelt und stand nun plötzlich barfüßig vor Frédéric und Pierre. Es war erst vier Jahre alt und wirkte zart und zerbrechlich.

„Habt ihr auch keine Maman mehr?“, fragte es mit trauriger, unschuldiger Stimme.

Weder Frédéric noch Pierre konnten antworten, weil ihnen diese Frage wieder die Tränen in die Augen trieb.

„Aber Madeleine, natürlich haben sie keine Maman!“, wandte sich Babeth an das kleine Mädchen. „Du weißt doch, alle Kinder, die zu uns kommen, haben keine Eltern mehr.“

Traurig schaute Madeleine auf die beiden Jungen und drückte sich dabei an die Seite von Elisabeth.

Die nahm das kleine Mädchen an die Hand und sagte dann zu Frédéric und Pierre: „So, nun kommt aber erst mal herein, dann zeige ich euch euer neues Zuhause!“

Kaum hatten die beiden Brüder das Haus betreten, drängte sich der Junge mit der Zahnücke zu Frédéric und sagte: „He, ich heiße Joseph. Kannst du Karten spielen?“

„Nein“, erwiderte Frédéric.

„Und dein Bruder?“, bohrte Joseph weiter.

„Der auch nicht.“

„Schade!“

„Woran sind denn eure Eltern gestorben?“, meldete sich ein anderer Junge zu Wort. Er hatte ein breites Gesicht mit einigen Pockennarben auf den Wangen.

„Also, mein Vater hat sich ins Grab gesoffen und meine Mutter hatte ein krankes Herz“, fuhr er fort.

„Komm, Georges, so eine Frage muss jetzt wirklich nicht sein!“, mahnte Babeth den Jungen.

„Kuckt mal, was ich für Murmeln habe!“, sagte ein etwa sechsjähriger Junge mit kahlgeschorenem Kopf und hielt Frédéric und Pierre ein paar bunte Glaskugeln unter die Nase.

„Habt ihr ein paar Gespenstergeschichten auf Lager?“, wollte jemand aus der Runde wissen.

„Gespenstergeschichten?“, wunderte sich Frédéric.

„Habt ihr auch Murneln?“, wollte der kahlgeschorene Junge nun wissen. Alle redeten durcheinander. Frédéric und Pierre konnten gar nicht auf all die Fragen eingehen, die ihnen gestellt wurden.

Da wurde eine Türe aufgerissen. Augenblicklich herrschte Stille.

„Was ist das für ein Radau?“, brüllte eine Männerstimme. Im Türrahmen erschien ein wohlbeleibter Herr mit zorniger Miene. Im Gegensatz zu den Kindern war er ganz manierlich gekleidet. Er hatte einen buschigen Schnauzbart, und seine ebenfalls struppigen und langen Augenbrauen verliehen ihm noch einen besonders finsternen Gesichtsausdruck.

„Kann man in diesem Haus nicht einmal seine Ruhe haben?“, schrie er und hob dabei wütend die rechte Hand, so als wollte er einem der Kinder eine Ohrfeige verpassen.

Alle zogen die Köpfe ein und schwiegen betreten.

„Monsieur Thénardier“, sagte Elisabeth leise und machte dabei einen kleinen Knicks, „die Neuen sind hier.“

„Aber deshalb müsst ihr nicht gleich wie die Irren herumtoben!“, erwiderte Monsieur Thénardier noch immer sichtlich verärgert. „So, ihr seid also die Neuen!“, wandte er sich nun an Frédéric und Pierre.

Diese wichen vor Schreck einen Schritt zurück. Der Mann mit der donnernden Stimme flößte ihnen Angst ein.

„Na, was ist mit euch? Seid ihr stumm?“, fauchte er nun die Brüder an. „Wie heißt ihr und wo kommt ihr her?“

„Ich heiße Frédéric Forgues und das ist mein Bruder...“, begann Frédéric zaghaft.

„Wenn ihr mit mir reden möchtet, will ich mit ‚Monsieur Thénardier‘ angesprochen werden! Ist das klar?“, unterbrach ihn der Leiter des Waisenhauses unwirsch.

„Entschuldigung, Monsieur Thénardier, das wusste ich nicht! ... Monsieur Thénardier, ich heiße Frédéric Forgues und das hier ist mein Bruder Pierre. Unsere Mutter ist an der Schwindsucht gestorben.“

„So, an der Schwindsucht! Und was ist mit dem Vater?“, wollte der Heimleiter wissen und warf Pierre dabei einen längeren Blick zu.

Dieser schluckte und sagte, da sein älterer Bruder offenbar nicht für ihn antworten wollte, mit schüchterner Stimme: „Unser Vater ist eines Tages zur See gefahren und nicht mehr zurückgekehrt.“

„Ah, ja“, meinte Monsieur Thénardier, „das alte Lied: Erst setzt so ein Matrosenlump Kinder in die Welt und dann lässt der Mistkerl die arme Frau sitzen.“

„Unser Vater ist kein Mistkerl!“, protestierte Frédéric.

„Habe ich dich um deine Meinung gebeten?“, schrie der Leiter des Waisenhauses und verpasste Frédéric dabei mit der offenen Hand einen Schlag auf den Hinterkopf. „Außerdem heißt es ‚Monsieur Thénardier‘, wenn du mit mir redest!“

Frédéric senkte den Kopf und schwieg. Auch die anderen gaben keinen Ton von sich.

„Na dann kommt mal, ihr feinen Matrosenbürschchen, damit ich euch euer neues Mrchenschloss zeige!“, hhnte der dicke, schnauzbärtige Mann.

„Also, das hier ist mein Zimmer“, begann er seinen Rundgang durch das windschiefe Haus und deutete dabei auf die Türe, die gleich rechts neben dem Hauseingang lag. „Hier hat keiner außer mir Zutritt! Wen ich hier drinnen erwische, dem drehe ich den Hals um!“

So wie der Leiter des Waisenhauses dies sagte, zweifelten Frédéric und Pierre keinen Augenblick an seinen Worten.

Dann führte Monsieur Thénardier die beiden weiter im Hausflur. „In das untere Fach kommen eure Straßenschuhe, und in das obere eure Hausschuhe!“, sagte er und deutete dabei auf das lange Regal an der Wand. „Und putzt die Schuhe ordentlich, wenn ihr von draußen hereinkommt, sonst ziehe ich euch die Ohren lang!“, fügte er mit finsterer Miene hinzu.

Frédéric und Pierre warfen einen Blick auf das Regal. Die meisten Straßenschuhe, die dort standen, waren einfache Holzschuhe. Und die Hausschuhe, welche die Kinder trugen, waren graue, zum Teil schon sehr löchrige Filzpantoffeln.

„Und hier werden die Jacken und Mäntel aufgehängt!“, fuhr der Schnauzbärtige fort und zeigte auf die Haken über dem Schuhregal. „Wenn jemand seine Sachen einfach im Haus herumliegen lässt, kann ich sehr unangenehm werden!“

Frédéric und Pierre konnten sich das lebhaft vorstellen und spitzten deshalb ihre Ohren, um ja nicht eine wichtige Vorschrift zu überhören.

Vorbei an der Treppe führte Monsieur Thénardier nun die beiden Jungen den Flur entlang. „Hier geht es zu den Toilettenhäuschen“, sagte er nun und zeig-

te dabei auf die Türe, die zum Hinterhof führte. „Ihr benutzt aber nur das hintere Häuschen! Klar?!“

Ohne eine Reaktion der beiden Brüder abzuwarten, öffnete er nun eine Türe auf der rechten Seite des Hausgangs. Frédéric warf den anderen Kindern, die ihnen folgten, einen kurzen, fragenden Blick zu.

„Das vordere Scheißhaus darf nur Monsieur Thénardier benutzen!“, flüsterte ihm Joseph zu.

„So, und hier ist die Küche!“, fuhr der schnauzbärtige Mann fort. „Hier wird gekocht, und hier hinten wird sich jeden Morgen und jeden Abend gewaschen! Die Jungen auf der rechten und die Mädchen auf der linken Seite!“

Frédéric und Pierre warfen einen kurzen Blick in die Waschräume, die nur durch einen Vorhang von der Küche abgeteilt waren. In jedem der beiden Räume gab es einen Tisch, auf dem mehrere Waschschüsseln standen, und auf dem Boden gab es in einer Ecke jeweils ein Loch, in das der Inhalt der Schüsseln entleert werden konnte. An den Nägeln in den Wänden hingen die Waschlappen und Handtücher der Kinder.

„Elisabeth wird euch zeigen, wo der Brunnen ist!“, ordnete der Leiter des Waisenhauses an. „Jeder ist einmal dran mit dem Wasserholen!“

Frédéric und Pierre waren von dem Anblick der beiden Waschräume schockiert. Der Holzfußboden war durch die ständige Nässe ganz aufgeweicht und es roch nach Moder. Auch die Küche wirkte schmutzig und heruntergekommen. In jeder Ecke befand sich eine Mausefalle.

„So, und nun in den Speisesaal!“, sagte der Heimleiter. „Los, hinaus mit euch!“, forderte er die Kinder

auf, die ihm wie eine große Traube in die Küche gefolgt waren.

So schnell sie konnten, eilten die Kinder in den Flur zurück, denn die Stimme von Monsieur Thénardier klang sehr ungehalten.

Angélique, ein Mädchen mit langen, schwarzen Haaren und dunklen Augen, öffnete nun mit einem demütigen Knicks dem dicken Mann die nächste Türe auf der linken Seite des Gangs. Während Monsieur Thénardier eintrat, zögerten Frédéric und Pierre einen Augenblick, ihm zu folgen, weil ihnen Joseph offenbar etwas zuflüstern wollte.

„Wo bleibt ihr denn so lange!?!“, schrie der Heimleiter sofort aus dem Speisesaal. „Meint ihr feinen Matrosenbürschchen, ich hätte ewig Zeit?“, donnerte er lautstark, als Frédéric und Pierre ihm schließlich nachgeeilt waren.

„Entschuldigen Sie bitte!“, sagte Frédéric unterwürfig, erhielt aber von dem dicken, schnauzbärtigen Mann trotzdem einen Schlag mit der offenen Hand auf seinen Hinterkopf.

„Monsieur Thénardier heiße ich!“, brüllte der Mann.

„Monsieur Thénardier, ich bitte vielmals um Entschuldigung!“, korrigierte sich Frédéric schnell.

Nun schien der wohlbeleibte Mann zufrieden zu sein. „Das ist also der Speisesaal!“, erklärte er. „Und wie der Name schon sagt, wird hier gegessen und nicht gequatscht! Klar?!“

Frédéric und Pierre nickten nur schüchtern mit dem Kopf, als der Schnauzbärtige ihnen einen grimmigen Blick zuwarf.

Fast der gesamte Raum wurde von einem langen Tisch ausgefüllt, der an seinen Längsseiten von zwei ebenso langen, einfachen Holzbänken eingerahmt

wurde. An einer Stirnseite des Tisches befand sich ein gepolsterter Armsessel, der ganz offensichtlich dem Heimleiter vorbehalten war.

Nun schritt der Leiter des Waisenhauses die lange Tafel ab, während ihm alle anderen folgten. Dann verließ er das Esszimmer wieder durch eine zweite Tür am anderen Ende des Raumes. Damit war die Besichtigung des Erdgeschosses abgeschlossen, denn alle befanden sich wieder im Flur vor dem Zimmer von Monsieur Thénardier.

Nun stieg der dicke Mann die Treppe hinauf, die sich in der Mitte des Hauses befand, um den Neankömmlingen auch noch das Obergeschoss zu zeigen. Genau über dem Speisesaal lagen die Schlafräume der Kinder. Auf der Seite zum Hof befand sich der Schlafraum der Jungen und auf der Straßenseite der von den Mädchen.

„So, ihr Matrosenbürschchen, hier werdet ihr schlafen!“, sagte der Heimleiter und öffnete die rechte Türe.

Neugierig traten Frédéric und Pierre ein. Das erste, was ihnen auffiel, war der muffige Geruch im Schlafraum der Jungen, der nur etwa fünf mal fünf Meter groß war. Ein wenig waren sie allerdings überrascht, dass hier offenbar jedes Kind den Luxus eines eigenen Bettes hatte, denn auf beiden Seiten stand eine Reihe von einfach gezimmerten Schlafstätten, die jeweils durch einen Holzschemel voneinander getrennt waren. Zu Hause hatten sie immer nur auf einfachen Strohsäcken in der kleinen Wohnküche schlafen müssen.

Die Jungen hatten jeweils ihre Decken sorgsam über ihre Strohsäcke gebreitet und darauf ihre mehr oder

weniger ordentlich zusammengefalteten Nachthemden gelegt.

„Um neun gilt absolute Nachtruhe!“, fuhr der schnauzbärtige Mann fort. „Da liegt jeder in seiner Falle und ich höre keinen Mucks mehr!“

„Monsieur Thénardier ...“, mischte sich Joseph ein.

„Was gibt es!“, schnauzte dieser zurück.

„Monsieur Thénardier, bei uns ist kein Platz mehr frei.“

Etwas missgelaunt blickte sich der Leiter des Waisenhauses in dem Raum um. Auf allen Betten lag bereits ein Nachtgewand. Lediglich eines war noch frei. „Und was ist mit dem Platz da hinten in der Ecke?“, wollte der dicke Mann wissen, und deutete auf das Bett ohne Nachthemd.

„Aber, Monsieur Thénardier, hier liegt doch jetzt der taube Philippe!“, meinte Joseph.

„Ach ja, den Kerl hat man mir ja letzte Woche auch noch aufgehalst! Als ob wir hier ein Irrenhaus wären!“

Frédéric und Pierre schauten in die Runde der Kinder, um vielleicht zu sehen, wer denn der taube, irre Philippe sei. Doch keiner der Jungen sah irgendwie auffällig aus. Elisabeth allerdings warf dem Heimleiter hinter seinem Rücken einen bösen Blick zu, biss dabei die Zähne zusammen und ballte die Fäuste. Ganz offensichtlich war sie darüber wütend, wie Monsieur Thénardier über diesen Philippe sprach.

Als sich der schnauzbärtige Mann jedoch umdrehte, wich augenblicklich jede Spannung aus ihrem Körper und sie sah wieder genauso teilnahmslos aus wie zuvor.

„Tja, Pech gehabt!“, meinte Monsieur Thénardier ungerührt. „Dann schlaft ihr halt eben hier in der

Mitte auf dem Boden, oder ...“ Der Heimleiter überlegte einen Augenblick. „... oder wir quartieren euch Matrosenbürschchen oben im Speicher ein! ... Das ist vielleicht sowieso gescheiter. Wenn die Mutter schon an Schwindsucht gestorben ist, habt ihr euch vielleicht auch angesteckt. Und dann ist es besser, wenn sich die anderen von euch fernhalten.“

Frédéric und Pierre waren fast ein wenig erleichtert, dass sie nicht mit den anderen zwölf Jungen in dem engen Raum schlafen mussten, denn die Luft dort war trotz der beiden geöffneten Fenster sehr schlecht.

Dann verließ der schnauzbärtige Mann wieder den Schlafraum der Jungen und kehrte ins Treppenhaus zurück. Dort öffnete er eine weitere Türe.

„So, und hier ist der Schulsaal! Pünktlich um acht Uhr beginnt der Unterricht!“, sagte er.

Die Augen von Frédéric und Pierre begannen vor Freude zu funkeln. Noch nie hatten sie ein Klassenzimmer von innen gesehen. Andächtig blickten sie sich um. An der gegenüberliegenden Wand befand sich eine große Tafel. Rechts davon stand ein etwas erhöhtes Lehrerpult und links daneben ein kleiner gusseiserner Holzofen.

Die fünfzehn Schulbänke waren in drei Reihen mit Blick zur Tafel angeordnet. Jede dieser Bänke bestand aus einem schrägen Tisch mit einer Klappe, unter der man die Schulbücher und Hefte verstauen konnte, und einer Sitzbank, die zwei Schülern Platz bot. Außerdem befand sich vorne an jedem Tisch ein kleiner Metalldeckel. Wozu er diente, wurde den beiden Neuankömmlingen schnell klar, denn einer dieser Deckel stand offen und eine weiße Feder schaute heraus.

„Wie oft habe ich euch gesagt, dass ihr nach dem Unterricht die Deckel der Tintenfässer schließen sollt, damit die Tinte nicht eintrocknet!“, brüllte Monsieur Thénardier. „Welcher Idiot hat hier wieder seine Schreibfeder stecken gelassen?“

Für einen Augenblick herrschte beklemmende Stille. „Na, meldet sich der Schuldige bald, oder muss ich es aus euch herausprügeln?“, drohte der Leiter des Waisenhauses.

„Entschuldigung, Monsieur Thénardier!“, meldete sich nun eine dünne Mädchenstimme zu Wort. Es war Claudine, ein achtjähriges Mädchen mit auffallend kurzen Haaren.

„Vortreten!“, befahl der dicke Heimleiter.

Zögernd gehorchte das dünne Mädchen. Ihre Schultern hatte sie dabei hochgezogen und sie lief gebückt, weil sie nun Schläge des Heimleiters erwartete.

Als sie vor ihm stand, packte dieser sie grob an ihrem rechten Ohr und zog daran.

Leise stöhnte Claudine vor Schmerz.

„Findest du es in Ordnung, das Tintenfässchen offen stehen zu lassen?“, fragte sie der Leiter des Waisenhauses.

„Nein, Monsieur Thénardier!“, jammerte die Gequälte. „Ich werde es auch bestimmt nicht mehr tun!“

„Das will ich hoffen!“, donnerte er und ließ sie los.

Claudine hielt sich ihr heißes und schmerzendes Ohr, während der Mann weiter auf sie einschimpfte: „Als Strafe gibt es heute kein Abendessen für dich! ... Ach nein, ich habe eine bessere Idee: Du räumst jetzt den Speicher auf, damit unsere Matrosenbürschchen dort schlafen können! Los, Abmarsch!“